

Die heitere Wienerin

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **9 (1905-1906)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Sonnenleiche schwand, nur schwarzer Rauch,
In ihm versunken Kreuz und Seufzerhauch;
Ein Schweigen, grauser als des Donners Toben,
Schwamm durch des Aethers sternlose Gassen;
Kein Lebenshauch auf weiter Erde mehr,
Ringsum ein Krater ausgebrannt und leer,
Und eine hohle Stimme rief von oben:
„Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!“
Da weinte Christus mit gebrochnem Munde:
„Herr, ist es möglich, so laß diese Stunde
An mir vorübergehn!“

Ein Blitz durchfuhr die Nacht; im Lichte schwamm
Das Kreuz, o strahlend mit den Marterzeichen,
Und Millionen Hände sah er reichen,
Sich angstvoll klammernd um den blut'gen Stamm,
O Händ' und Händchen aus den fernsten Zonen!
Und um die Krone schwebten Millionen
Noch ungeborner Seelen, Funken gleichend;
Ein leiser Nebelhauch, dem Grund entschleichend,
Stieg aus den Gräbern der Verstorbenen flehn.
Da hob sich Christus in der Liebe Fülle,
Und: „Vater, Vater“, rief er, „nicht mein Wille,
Der Deine mag geschehn!“

Still schwamm der Mond im Blau, ein Lilienstengel
Stand vor dem Heiland im betauten Grün;
Und aus dem Lilienfelche trat der Engel
Und stärkte ihn.

Annette von Droste-Hülshoff.

Die heitere Wienerin.

„Herr Verwalter, Herr Verwalter, ich kann nicht anders, ich muß halt lachen!“

Mit diesem Ausruf stürmte die Spitalschwester ins Bureau herein, einen schwarzen Frauenrock, auf dem ein schneeweißer Fleck herausschimmerte, in der Hand schüttelnd. Ja, man sah es, sie mußte lachen. „Die heitere Wienerin tut's einem im Tod noch an,“ ergänzte sie. „Da lache einer nicht, wenn er kann!“

Ich füllte eben als Arzt den Totenschein der heiteren Wienerin aus, die im Armenspital meines Heimatdorfes vor kurzem gestorben war. Auf einen

Augenblick sah ich das Antlitz der Greisin mit dem grundgütigen Ausdruck vor mir; ein seliges Lächeln umfloß ihren lieblichen Mund wie der Duft eine blasse Rose. Das freundliche Bild der guten Alten stand lebhaft vor meiner Seele und mochte bewirken, daß sich meine Totenschauerminne aufheiterte. Da der alte Verwalter, mein Freund, sich ebenfalls von der Stimmung der Spitalschwester aufhellen ließ und lächelte, fühlte sich diese ermuntert, im angeschlagenen Tone fortzufahren.

„Über sehen Sie doch, so was!“ Sie legte die Falten des Rockes auseinander und fehrte die Tasche heraus. „Haben Sie es auch schon erlebt, daß eine Frau ihre Rocktasche mit einem Glacéhandschuh flickt? Hier sehen Sie das Unikum! Als wir ihr das Sterbekleid anzogen, kam das zum Vorschein. Die liebe Alte hat's um jeden Preis mit ins Grab nehmen wollen! Nein, aber so was!“

Ein Loch in der Rocktasche war wirklich geflickt worden, indem man in ungeschlachten Kreuz- und Querstichen mit rotem Faden einen weißen Glacéhandschuh darüber nähte. Die fünf Finger hingen als eine Art Ziertroddeln von dem Flicker herunter. Es war in der Tat spaßig.

Flink und geschickt trennte die Schwester diesen Musterflicken heraus. „Über da steht ja was geschrieben darauf.“

Der Verwalter nahm den Handschuh mit einer Verehrung in die Hand, als hätte der Tod ihn geweiht. Vielleicht lag in der Bewegung auch die Achtung ausgedrückt, die der Greis, welcher selber vor des Todes Schwelle stand, der Greisin zollt, welche diese Schwelle schon überschritten hat. Ich sah, wie seine Augen sich feuchteten, als er die wenigen, fast verblichenen Worte las, die auf das geschmeidige Leder geschrieben waren. Dann führte er den Handschuh langsam an den Mund und drückte einen Kuß darauf. Feierlich bemerkte er: „Wir wollen den Wunsch der Verstorbenen ehren, Schwester. Sie nehme ihn mit ins Grab!“

Er ging mit mir ins anstoßende Zimmer, wo die Wienerin aufgebahrt war, und legte der Toten den Handschuh in die welken Hände. Ihr Gesicht war ganz Seele, wie die schönen weißen Rosen, womit freundliche Dorfbewohner ihr Totenkleid bedeckt hatten. Als wir wieder ins Bureau zurückkehrten, war der Verwalter mild gerührt und zum Plaudern gestimmt. Ich merkte, daß er sich aussprechen wollte, fragte ihn, was es für eine Bewandnis mit dem Handschuh habe, und er gab mir bereitwillig Auskunft.

„Sehen Sie, Doktor, das ist eine kleine Geschichte, die ganz erfüllt ist vom Reiz einer vollen Menschennatur und die mich vielleicht gerade darum so rührt, weil sie bei unserem Volke selten oder unmöglich ist, da wir die Poesie des Lebens über unseren praktischen Tugenden beinahe verlernt haben.“

Ihr Vorgänger im Amt, Dr. Alfons Schäublin, lernte die heitere Wienerin kennen, als er sich zu Studienzwecken in der schönen Kaiserstadt aufhielt. Es war an einem Gesellschaftsabend mit Ball. Die beiden müssen einander vom

ersten Anblick an gefesselt haben. Wenigstens versicherte mir die Greisin oft genug, daß jener Abend ihr eine neue Welt eröffnet, daß sie ausschließlich mit ihm getanzt und die neuen Handschuhe, die sie damals getragen, hernach beiseite gelegt und niemals gebraucht habe. Sie war schön und gebildet, sprühte von Geist und Leben; er war ein stattlicher Mann voll Jugendkraft und Schwung, in dessen Armen sie zu fliegen wähnte und den Boden unter den Füßen nicht mehr fühlte. Über die Fähigkeiten, welche eine Hausfrau benötigte, erkundigte er sich natürlich nicht; es schien beiden ein ausgemachtes Ding, daß sie einander behagten und zusammen glücklich würden, und ebenso selbstverständlich war es, daß er sofort um ihre Hand anhielt.

Da kam für ihn die erste Enttäuschung. Ihre Eltern wollten mit ihr höher hinaus, suchten ihm begreiflich zu machen, daß sie niemals in dem dörflichen Kreise, wohin er sie als Gattin führen wollte, heimisch würde, daß sie sich für seine Verhältnisse überhaupt nicht eigne. Umsonst. Er glaubte an sie, an die weibliche Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit und — entführte sie. Jrgendwo ließ er sich mit ihr trauen und brachte sie als seine Gattin hieher. Seine eigenen Eltern hatten von ihrem vernünftigen Standpunkt aus alles mögliche gegen die Heirat einzuwenden gehabt; als jedoch die junge Frau einzog, waren sie von ihrem Liebreiz, ihrer Natürlichkeit und ihrem offenen Wesen bestiegt und beruhigten sich durch ihres Sohnes Hoffnung, daß sie sich anpassen werde.

Sie war eine große Kinderfreundin. Ging sie durchs Dorf, so war's nicht anders, als wenn der Herr Pfarrer seine Visiten machte. Knaben und Mädchen hielten auf der Straße im Spiel inne, eilten ihr nach und wollten von ihr eine Hand haben. Für alle hatte sie nicht nur ein freundliches Lächeln, sondern auch ein herzliches Wort. Als des Siegristen Hänschen in den hochgehenden Bach fiel, sprang sie ihm nach, bevor die Umstehenden nur recht wußten, was geschehen war, holte ihn heraus und führte ihn seinen Eltern zu, indem sie dabei lachte und sagte: „Der Hansel hat a bissel viel Durst ghabt und da hat er halt a bissel zviel getrunken, bis es ihm in die Höschen und die Schühchen übergelaufen is. Dös is auch wirklich alles!“

Mit einem Schlag war sie die populärste Figur im Dorf. Man sprach von ihr, achtete und liebte sie. Und es verschlug nicht viel, daß nach und nach über ihre hausfrauliche Tätigkeit allerlei Gerüchte in Schwang kamen. Sie dienten nur dazu, daß man an ihrem heiteren Gesicht mit den herzlichen Augen umso mehr Freude hatte. Daß sie lieber in Seide ging als in Baumwolle, in Handschuhen abstäubte, die Fische unausgeweidet in die Pfanne warf, die Suppe ohne Fleisch kochte und was dergleichen nichtsagende Versehen mehr waren, stimmte zu ihrem Wesen. Für Küchenverrichtungen gab es doch Dienstmägde, und das sah denn Dr. Schäublin auch bald genug ein. Aber dann war sie wiederum nicht aufs Sparen und Zusammenhalten eingerichtet. Wenn Besuch kam, so deckte sie eben den Tisch so reich, wie sie es von Hause aus gewohnt

war, und sparte das Brot mit feinem Gebäck, wie denn ihre Natur überhaupt ganz zum Geben veranlagt war. Daneben machte sie fast keine persönlichen Ansprüche, aß wie ein Täubchen und nahm mit den einfachsten Speisen und Getränken vorlieb. Das Geben und Schenken war ihre größte Freude und die Armen waren ihre täglichen Kunden. Schäublin liebte und verehrte sie um ihrer innern Güte willen und schätzte sie als treue und verlässliche Seele, wenn er von ihr als Wirtschafterin auch enttäuscht wurde und es aufgeben mußte, sie zu häuslicher Tüchtigkeit zu erziehen. Denn da sie alles aus gutem Herzen tat und ließ, so war sie gegen Tadel empfindlich und konnte ihn nicht ertragen. Als gesuchter Arzt war er übrigens zu häufig von zu Hause entfernt, als daß er sie hätte beaufsichtigen und anleiten können. Überdies, wenn man von der Arbeit ermüdet heimkommt, so genießt man gerne die Ruhe, und zu dem Zwecke muß man auch die Angehörigen in Frieden lassen. Dann aber hatte sie ihn während einer schweren Krankheit Tag und Nacht so hingebungsvoll gepflegt und hatte er ihre Liebe so tief empfunden, daß er sich schämte, sie weiterhin zu schulmeistern, die Ganzheit ihres Wesens zu verletzen oder sie gar zu brechen. Hatte er ihr einmal weh tun müssen, so fand er erst dann seinen Frieden wieder, wenn ihre weiche Hand die seinige gedrückt und ihm verziehen hatte. Sie war ebenso musikalisch wie er und riß ihn durch ihr Spiel aus der schmutzigen kleinen Welt mit ihrem Glend und ihrem Ärger immer wieder empor, in die reinere und größere des Gefühls, so daß er ihr dankbar war. „Weißt du,“ sagte er einmal zu mir, „meine Josepha mag nun als Hausfrau so untauglich sein, wie sie will; wenn ich aus dem trüben Jammer, in den mein Beruf mich täglich bis zum Schopfe untertaucht, zurückkehre und ein Weilchen bei ihr gewesen bin, da ist es meiner Seele so wohl, als hätte sie ein reines Bad genommen und alles Unsaubere und Ekke ab gespült! Ihr klares, edles Gemüt ersetzt mir zuweilen den Gottesdienst. In ihrer Umgebung fühle ich immer wieder den bessern Menschen in mir aufleben!“ Ich mußte ihm bekennen, daß jedermann im Banne ihres lieben Wesens stehe und daß man sie als eine fröhliche Heilige betrachte, — und das sind ja seltene Vögel. Ja, sie hieß mit Recht und im besten Sinne die heitere Wienerin und der Name blieb ihr Jahre hindurch.

Einmal besuchte sie auf Drängen ihres Mannes, der wohl sah, wie sie sich manchmal langweilte, und der ihr einige Abwechslung gönnen mochte, einen Kurort. Sie wurde alsbald der Liebling aller Gäste. Ihr kindliches Lachen und ihre herzliche Heiterkeit steckten alle an, so daß der Kurarzt behauptete, sie hätte mehr Leuten zur Erholung verholfen als er. Der spekulative Gasthofbesitzer aber lud sie für die folgende Saison zum voraus auf einige Wochen ein, da sie so viel zur Erheiterung und zum Wohlsein der Gäste beigetragen habe. „Do siehst, was ich für ein Spaßmacher bin,“ triumphierte sie zu ihrem Manne in bescheidener Selbstbespöttelung. „Aber weißt, ich geh' nur unter einer Bedingung, nämlich, daß du selber mitkommst. Nachher wird's mir

öd ums Herz, wann ich immer schöpf' und schöpf' und es strömt keine wahre Lieb' wieder herein. Ausgepumpt, ja völlig ausgepumpt war ich."

"Also fest ausgemacht, mein Schatz, das nächste Jahr komm' ich mit."

"Versprichst es? . . . Aber dös wird a Freud sein!" Und sie fiel ihrem Alfons zum Dank um den Hals und herzte ihn. Nach und nach sah Schäublin ganz davon ab, Erziehungsversuche mit ihr vorzunehmen und ließ seine tüchtige Dienstmagd im Hause schalten und walten. Er hatte an ihr die größere Gabe entdeckt, Kranke zu pflegen, und errichtete ein kleines Sanatorium, wo sie nun die Sonne ihres Gemütes, in deren Wärme sich die Patienten wohl befanden, konnte leuchten lassen. Die Tätigkeit gab auch Josepha einiges Selbstvertrauen; sie begann ihren Wert und ihre Brauchbarkeit zu fühlen und die Langeweile wurde ihr fremd.

"Du Alfons," sagte sie einmal zu ihrem Manne, "ich glaube, du hast die richtige Kur für mich gefunden; andere zu kurieren, dös is meine Kur. Ich bleib' nächsten Sommer zu Haus', wenn du mich nicht fortschickst."

Er schickte sie nicht fort; denn im Frühling zog er sich bei einer Operation eine Blutvergiftung zu und starb nach wenigen Tagen. Den Schmerz der Frau will ich Ihnen nicht schildern; er ging allen nahe, und das ganze Dorf hatte Mitleid mit ihr. Aber als es nun galt, ihr zu helfen, da schlossen sich die Hände und man begann ihr zu zürnen, daß sie ihrem Manne das Geld verzettelt und verlottert hätte. Man wollte es nicht gelten lassen, daß die Erbauung des Sanatoriums auf Jahre hinaus den Verdienst des Mannes zum voraus in Anspruch genommen hatte.

Sie nahm die Vorwürfe ihrer Verwandten, die sie gerne abgeschüttelt und nach Wien zurückgesandt hätten, ruhig hin. Sie wußte, daß ihre Eltern sie verstoßen hatten; aber nicht nur deshalb wollte sie nichts von einer Rückkehr nach Wien wissen; als man ihr vorschlug, in die benachbarte Stadt zu ziehen, wo sie leichter ihr Brot würde verdienen können, schüttelte sie den Kopf und entgegnete bestimmt und beharrlich: „Laßt mich in Ruh. Hier hab' ich mein Glück gefunden, und sein Glück soll der Mensch nicht verlassen!"

Als man ihr Haus und Hab versteigerte, ließ sie alles ruhig über sich ergehen. Wie eine stille Göttin des Schicksals saß sie im schwarzen Trauerkleid hinter dem Ganttisch im Hof und blickte nur wehmütig auf, wenn man einen besonders lieben Gegenstand, der verkauft worden war, auf Nimmerwiederssehen hinwegtrug. Endlich kam auch eine feine Schachtel zum Vorschein.

"Ein Paar weiße Glacé-Handschuhe, noch wie neu!" rief der Gantner. "Die Schachtel allein ist fünf Franken geschätzt. Wer bietet mehr?"

Da fuhr Frau Josepha auf und rief mit flehender Stimme: „Nein, nur dös nicht! Nehmt mir alles, nur dös nicht! Dös ist mir die liebste Erinnerung aus meiner Jugendzeit."

Eine gute Seele erbarmte sich ihrer, kaufte das Stück und stellte es ihr wieder zur Verfügung.

Dies war der einzige Luxusgegenstand, den sie mitbrachte, als sie zu uns in das Gemeindespital übersiedelte. Mit ihr ist der gute Geist in unser Haus eingezogen. Sie wissen, was für widerwärtige, neidische und kleinliche Geschöpfe es beherbergt. Aber wo ich auch in fremden Ortschaften Spitalbesuche machte, ich habe nirgends so viel Zufriedenheit, Eintracht und Heiterkeit getroffen wie bei uns. Und das dank' ich der heiteren Wienerin. Mit ihr bin ich alt geworden, aber im Herzen hab' ich mich jung gefühlt und weiß erst jetzt, seitdem sie von uns gegangen ist, wie auch es gealtert ist.

Sobald sie ihre Tätigkeit als Pflegerin und Gesellschafterin wieder aufnehmen konnte, gewann sie ihren heiteren Sinn zurück. Sie brachte die Kranken zum Lachen und die Gesunden zur Vernunft.

Als sich einmal zwei Weiber zankten, weil die eine behauptete, die andere hätte sich eine feinere Schuhnummer vom Verwalter erschmeichelt, fragte sie die beiden ganz ruhig: „Wo drückt Euch denn der Schuh?“

Weder die eine noch die andere wußte etwas zu antworten. Da lachte sie beide aus: „Seid ihr gspäßige Leut'. Wissen's nicht, wo der Schuh sie drückt und schreien's doch in einem fort. Ha ha ha!“ Die Anwesenden fielen in ihr Gelächter mit ein, die Zänkerinnen aber trennten sich und verschwanden, um sich im Stillen zu schämen.

Leute, welche die Süßigkeit der Arbeit nicht kennen, lassen sich leicht die Suppe versalzen. Die heitere Wienerin hatte stets eine angenehme Würze zur Hand und wußte jedem sein Süpplein schmackhaft zu machen, obschon sie nichts vom Kochen verstand. „Warum grübeln? . . . Man kommt nur um so eher unter den Boden. . . . Warum verzweifeln? . . . Dös is auch sehr ungesund. . . . Streiten und hadern? . . . Dös kann jeder Lump; aber friedlich sein und stad, dazu braucht's Menschen. . . . Kommt's alle her, ich will euch eine heitere G'schicht erzählen. Lachen sollt's; dös hat uns der Herrgott als Lebenselixir gegeben, und s'kostet rein gar nichts!“

So und ähnlich redete sie zu den Spitalgenossen und bald war sie so beliebt, daß jedes sich gerne in ihrer Nähe sonnte. „Weinen, wer wollte denn weinen?“ tröstete sie eine Alte. „In den ersten vierzig Tagen weint das Kind. Nachher, was ein Mensch werden will, das lacht!“ Natürlich wollte die Angeredete sofort ein Mensch sein.

Ihr fröhliches Lachen, das sie bis in die letzten Tage hinein behielt, war unwiderstehlich und jeder, der nicht mittun konnte, wo sie den Ton angab, kam sich jämmerlich vor. Letzte Woche brach sie plötzlich einmal mitten im Lachen ab, fuhr sich mit der Hand über das Herz und sagte: „So, jetzt hat's halt ausgelacht.“ Als man sich besorgt um sie zeigte, meinte sie still lächelnd: „Machen's keine Fagen! Ich sterb' ja zum erstenmal, und einmal, dös is doch nach einer alten Regel keinmal.“ — — —

Wenn die Erinnerung der Mitmenschen uns nach dem Tode lebendig erhält, so ist sie sicher nicht gestorben, die heitere Wienerin.

Vorgestern, als sie sich zu schwach fühlte, rief sie die Wärterin zu Hilfe: „Sie, ziehen's mir meinen schönsten Rock an: ich will mich bereit halten, um mit meinem lieben Mann droben im Gasthof zum blauen Paradies die ewige Hochzeit zu feiern.“ Als man ihr den Rock mit dem Handschuhflicken angezogen hatte, erklärte sie: „So jetzt bin ich z'frieden! Aber nicht wahr, den Rock da lassen's mich anhaben, wenn's mich ins Sargel hineinlegen?“

Man sicherte ihr das zu. Allein die Anstaltsregel gestattete es nicht. Den Handschuh dagegen konnte ich ihr nicht vorenthalten.

Ein Kreis ist mit Tinte auf die Innenfläche gezogen, und darüber stehen die Worte: Sein erster Kuß!

Diese Stelle soll niemand entweihen.

Adolf Böglin.

Abendlied.

Der Abend am Gebirge glüht,
Ein Glöcklein klinget leise,
Und zwitschernd durch die Lüfte zieht
Der Vogel seine Kreise.

Stolz weist der Fenster Sonnengold
Die stille Bergkapelle;
Der dunkle Fluß im Tale rollt
Halbschlummernd seine Welle.

Und alles stumm in Wald und Flur,
Und ich so ganz alleine.
Im Abendwind umweht mich nur
Die Liebe Gottes und — Deine.

Emil Faller, Zofingen.

Ostern.

Von Gottlieb Binder, Rülchberg.

Im Osterfest feiern wir zwei Feste der Auferstehung, die ursprünglich nichts weiter mit einander gemein hatten, als daß sie in dieselbe Zeit fielen, die Auferstehung Christi und die Auferstehung und Wiederkehr des Frühlings-Pascha und Ostern, das Fest der christlichen Kirche und das Fest der alt-deutschen Göttin Ostara. Das Christentum hat indes über das heidnische Fest den Sieg davon getragen, hat dessen Sitten sich untergeordnet und nur dann und wann leuchtet die Erinnerung an jene alte Feier der Göttin Ostara, wie unsere Vorfahren sie begingen, noch aus alten Sagen hervor, die sich hier und dort im Munde des Volkes erhalten haben. Aber nicht alle verstehen den Sinn jener Sagen und man hat selbst versucht, ihnen christliche Ideen und christlichen Ursprung zu Grunde zu legen, um die letzten Denkmäler deutscher Vergangenheit zu vertilgen.